

sondern daß die Passion und der Sieg unseres Herrn Jesus Christus in der Deutung der Bachschen Musik (man hieß sie das 5. Evangelium) tanzend meditiert wurden. John Neumeier schreibt dazu: „Ich bin Christ und Tänzer. Mein ganzes Leben, Denken und Fühlen ist Tanz, die Choreographie meine eigentliche Sprache. Sollte ich nicht versuchen, meine eigenen religiösen Überzeugungen und Erlebnisse in ihr auszudrücken und künstlerisch zu gestalten? Bachs Musik verbindet die Darstellung des uns allen vertrauten historischen Geschehens mit einem sehr direkten, persönlichen Glaubensbekenntnis und gibt ... Zeugnis von menschlicher Leidens- und Lebenserfahrung ... Ist es nicht Aufgabe der Kunst, auch der Tanzkunst, metaphysische Inhalte zu vermitteln, und ist diese Idee unchristlich?“

Das Podium der Sonntagsdiskussion mit dem atemlos zuhörenden Publikum hat mit Worten und Beifall bestätigt, was in der Atmosphäre der Aufführung für jedermann zu erfühlen war: John Neumeiers Experiment ist glücklich. Man ermutigte den Künstler, auf diesem Weg weiterzugehen; man bat ihn überdies, die religiöse Umgebung (den lebendigen Chor und das Orchester mit den Solisten; die kirchliche Atmosphäre des sakralen Baus von Sankt Michael) nicht aufzugeben, sondern eher noch zu verstärken.

Mir schien – nach der Aufführung und nach der Podiumsdiskussion –, man müßte noch einen Schritt weiter gehen und die zuschauende, zuhörende Gemeinde noch stärker miteinbeziehen: Mir lag es in den Gliedern, durch eine Geste mitzu-„tanzen“, durch eine Verbeugung vielleicht die Trauer beim Tod des Herrn mitzuerleben. Und mir schien der verdiente Beifall am Schluß nicht recht am Platz. Ich hätte lieber geschwiegen oder in einem ruhigen Gespräch mich mit jemandem ausgetauscht.

Denn mir schien, viele Zuschauer haben eine neue, vergessene Sprache des Betens erlebt: die des Leibes, die der Bewegung des Körpers.

Josef Sudbrack, München

EINÜBUNG UND WEISUNG

Geborgenheit im Angesicht des Scheiterns

Eine Meditation zu Psalm 31 (30), 1–9

Geborgenheit – das Wort läßt uns aufhorchen. Die Sehnsucht nach Geborgenheit wurzelt unausrottbar im Menschen. Doch wie viele Erfahrungen widersprechen dieser Sehnsucht! Zerbrechen einer Freundschaft, Ablehnung durch unsere Umgebung, Bedrohung dessen, was in uns nach Entfaltung verlangt – wir werden konfrontiert mit unserem Unbehauftsein, unserer Ungeborgenheit. Unser Vertrauen zur Umwelt, zu den Mitmenschen gerät ins Wanken. „Der Mensch ist des Menschen Wolf.“ Deshalb su-

chen wir uns abzusichern, Zäune aufzurichten, Ver-Sicherungen möglichst lückenlos auszubauen. Muß der nicht den kürzeren ziehen, der sich schutzlos aus der Hand gibt, sein Leben nicht absichert, sondern auf Vertrauen gründet?

Vor dem Hintergrund dieser zwiespältigen Erfahrungen können uns die alttestamentlichen Psalmen, die mit solcher Selbstverständlichkeit Vertrauen, Geborgenheit, aussagen, wie Relikte aus einer „heilen Welt“ vorkommen, die uns verloren ist. Aber ist das nicht gerade der Sinn des Psalm-Betens, daß wir uns auf jene Erfahrungen einlassen, die in den Psalmen ihren Niederschlag fanden, daß wir sie aktualisieren, daß sie uns Weisung werden für unser Leben von heute – für unser Leben des Gebets?

Wo aber liegen die Motive des Vertrauens der Psalmisten? Wie gelangen sie zur Haltung des Sich-Bergens statt Absicherns? Diesen Fragen möchten die folgenden Hinweise zu Psalm 31 ein Stück weit nachgehen – für Menschen, die täglich mit dem Psalmengebet leben, eine unerlässliche Aufgabe – für jeden Christen aber ein Weg zum Wort Gottes und zum eigenen Gebet.

Bei dir, Herr, habe ich mich geborgen.

Laß mich doch niemals scheitern;
rette mich in deiner Gerechtigkeit!

Wende dein Ohr mir zu,
erlöse mich bald!

Sei mir ein schützender Fels,
eine feste Burg, die mich rettet.

Denn du bist mein Fels und meine Burg;
um deines Namens willen
wirst du mich führen und leiten.

Du wirst mich befreien aus dem Netz,
das sie mir heimlich legten;
denn du bist meine Zuflucht.

In deine Hände lege ich voll Vertrauen meinen Geist;
du hast mich erlöst, Herr, du treuer Gott.

Dir sind alle verhaft, die nichtige Götzen verehren,
ich aber verlasse mich auf den Herrn.

Ich will jubeln und über deine Huld mich freuen;
denn du hast mein Elend angesehen,
du bist mit meiner Not vertraut.

Du hast mich nicht preisgegeben
der Gewalt meines Feindes,
hast meinen Füßen freien Raum geschenkt¹.

¹ Mit Ausnahme der ersten Zeile im ersten Vers, die nach der Übersetzung von H. J. Kraus, *Biblischer Kommentar XV*, Neunkirchen-Vluyn 1978, 391 wiedergegeben ist, ist die Einheitsübersetzung zitiert. Weitere Psalmzitate im Text werden mit Zeilenziffer angegeben. – Vgl. Anmerk. 4.

Einladung zum Mitbeten

Psalm 31 gehört zur Gattung der individuellen Klägerlieder. Er ist gebetet aus der Lage eines Unschuldigen, der sich vor seinen Verfolgern in den Tempelbereich, in die Nähe seines Gottes, geflüchtet hat. Allerdings wird in unserem Psalm keine konkrete persönliche Notlage deutlich. Es sind vielfältige Lebenserfahrungen aufgegriffen und ins Typische, für jedermann Gültige gehoben². Das weist – wie auch die Anklänge an Jeremia oder an Ijob im zweiten Teil³ – auf eine längere Entstehungsgeschichte des Psalms hin. Er mutet an wie eines dieser alten Gebäude, an dem viele Generationen gebaut haben und bei dem nicht ein einzelner Bauabschnitt oder Baustil, sondern die Gesamtansicht auf den Betrachter wirkt. Das „Sich-vor-Gott-zur-Sprache-Bringen“ der Psalmen ist nicht punktuell, zufällig entstanden, sondern aus langer gottesdienstlicher und spiritueller Praxis erwachsen. Ältere feststehende Gebetsworte wurden vom Beter persönlich übernommen, in seiner jeweiligen Situation neu erfahren, weitergeführt und neu gebetet. Den Beter so anzusprechen, daß diese überkommenen Psalm-Worte dessen eigene persönliche Worte werden, ist geradezu ein Wesensmerkmal der Psalmen. So lädt uns der Psalm selbst ein, unser eigenes Leben in seiner Vielschichtigkeit, Grundnöte und Grundsehnsüchte, was uns zutiefst bewegt, von seinen Worten neu treffen zu lassen und in diesen Worten jeweils neu vor Gott auszusagen.

Jahwes Großtaten in der Geschichte

„Der Mensch ist des Menschen Wolf.“ Der Beter erfährt dies in bedrückender Weise. Er wird bedroht von Menschen, die ihn mit Lüge und Verleumdung verfolgen, ihn verächtlich machen („Jeder Mund, der lügt, soll sich schließen, der Mund, der frech gegen den Gerechten redet, hochmütig und verächtlich“, 19), ihm heimtückisch nachstellen („Du wirst mich befreien aus dem Netz, das sie mir heimlich legten“, 5), ja, sein Leben bedrohen („Sie sinnen darauf, mir das Leben zu rauben“, 14b). Angst steigt in ihm auf („Herr, sei mir gnädig, denn mir ist angst“, 10a) – die Situation scheint ausweglos („Grauen ringsum“, 14). Er fühlt sich verlassen, einsam („Zum Spott geworden bin ich all meinen Feinden, ein Hohn den Nachbarn, ein Schrecken den Freunden; wer mich auf der Straße sieht, der flieht vor mir“, 12). Der Mensch ist an seine Grenzen geraten, ist am Ende – „wie ein zerschlagenes Gefäß“ (13).

In dieser bedrückten Situation bekennt der alttestamentliche Beter, noch ehe er (3) um Zuwendung Jahwes bittet: „Bei dir, Jahwe, habe ich mich geborgen“ (1)⁴. Hier wird Vollzogenes berichtet. Die Erfahrung seiner Grenzen, Isolierung und bedrückende Einsamkeit, Angst und tödliche Bedrohung treiben den Frommen nicht in die Verzweiflung. Am Anfang seines Betens bezeugt er, daß er sich ganz auf Gott hin losgelassen hat: es ist der Grundakkord, die Grundoption des Beters! Beim Beten geht es nicht um das Aussprechen vieler Worte, sondern darum, daß wir das ganze Leben, so wie es

² Vgl. H. J. Kraus, a. a. O. 395.

³ Vgl. besonders Vers 14 mit Jer 20,3–10; Vers 16b mit Jer 15,21; Vers 12 mit Ijob 19,13–15.

⁴ Die hebräische Verbalform (Präfixkonjugation) beschreibt die Handlung des Beters als vollzogene. Daher erscheint mir die Übersetzung von H. J. Kraus treffender als das „Ich suche Zuflucht bei dir“ der Einheitsübersetzung.

ist, uns selbst, so wie wir sind, Ihm restlos übergeben. Erst aus dieser Grundhaltung heraus kann eindringliches Bitten um Jahwes Schutz in aktueller Bedrängnis entspringen, erst so kann erfahren werden, was im weiteren Verlauf des Psalms beschrieben wird.

Wie ist diese Grundoption des Sich-Bergens bei Jahwe trotz einer – oder gerade in einer – bedrängenden Notlage möglich? Der gläubige Mensch des Alten Bundes wußte, daß Jahwe Sklaven aus Ägypten heraus durch die Wüste geführt und zu einem Volk gemacht hat – zu *Seinem* Volk, mit dem er einen Bund geschlossen und dem gegenüber er sich immer wieder als der treue Gott (vgl. 6) erwiesen hat. Die Erfahrungen, die Israel im Lauf seiner Geschichte mit seinem Gott gemacht hat, bleiben ihm lebendig, reichen in die Gegenwart hinein; sie prägen das Volk und werden im Leben des einzelnen wirksam. Der Psalmist liest seine eigene Lebensgeschichte im Licht der Geschichte des Heils Gottes mit uns Menschen und erfährt, wie seine Lebensgeschichte hineingebunden ist in diese Heilsgeschichte. Im Glauben erkennt er, daß das Bedrängtsein des Augenblicks im Bogen der „Heilsgeschichte“ des eigenen Lebens mit Gott und – noch einmal weiter – der Führung seines Volkes durch Gott steht; daher gewinnt er Hoffnung in aktueller Not. Das gläubige Wissen um Geborgensein bei Jahwe, das aus der Geschichte stammt, die wirkend in die Gegenwart hineinreicht, und die Erfahrung, daß die eigene Lebensgeschichte in der Hand Jahwes geborgen ist, bedingen und durchdringen einander: Vertrauen als Grunderfahrung des Glaubens lebt vom vertrauenden Vollzug des Sich-Ihm-Überlassens; und umgekehrt kann ich mich nur vertrauend lassen, weil ich gewiß bin, daß Gott in der Geschichte wirkt. Können wir – kann ich Gott mit einem Namen ansprechen, der eine Geschichte auch in meinem Leben hat? Der sich von Erfahrungen nährt, die mein Leben prägen, mir Antrieb zur Hoffnung werden?

Jahwes Schutz in meinem Leben

Die Namen, mit denen der Psalmist sich an Jahwe wendet (Fels, Burg), sind zum Beter selbst in Beziehung gesetzt. Sie sagen etwas aus über seine eigenen Erfahrungen von der ihn bergenden Nähe Jahwes. Jahwe ist für ihn wie ein Raum, in dem einer Schutz und Sicherheit findet; ein Raum, der nicht einengt; und zugleich ein Raum, von starken Mauern umgeben, dem man getrost sein Leben anvertrauen kann. Und Jahwe ist für ihn wie jene Festigkeit, die einer spürt nach langem Marsch durch den Wüstensand, der ihm unter den Füßen zerrann: Jetzt findet er wieder Halt für seine Schritte. Er ist wie ein Fels, der Bestand hat, Jahrtausende überdauert, verlässlich und fest. Ein Fels, der Orientierung ermöglicht: Wer ihn erreicht, findet in ihm Rettung, Heil.

Aber zugleich ist mit diesem Bild vom „Felsen“, das für Sicherheit und Geborgenheit in Jahwe steht, auch ein Suchen ausgesagt. Bei aller schutzbietenden Nähe bleibt Gott doch immer der Unbegreifbare. Er ist kein Talisman gegen Unglück, kein Gott zu unseren Diensten. Was er schenken will, ist keine Geborgenheit, die mich von allen Sorgen befreit. Wie oft können wir nicht begreifen, wie er birgt! Auch der alttestamentliche Beter kann seine Erfahrung von Jahwe, der ihm Halt, Festigkeit, Geborgenheit ist, nicht ungetrübt festhalten. Sie ist ihm nicht als greifbarer Besitz gegeben. Erfahrungen können verblassen, werden verblassen. Die Härten des Lebens, ungerechte Zustände und Verhältnisse können vertrauendes Wissen um Geborgenheit so in die Krise führen, daß nur noch der bittere Aufschrei möglich bleibt: Warum hast du mich alleingelassen in

meiner Not? Warum bleibst du nicht bei mir in meiner Angst? – Warum muß ich sagen, „ich bin aus deiner Nähe verstoßen“ (23)? Hörst du mich, wenn ich zu dir schreie: „Laß mich nicht scheitern“ (18)?

Tiefer als die Not einer tödlichen Bedrohung dieser Welt bricht im Fragen des Psalmisten die Not des Menschen mit seinem Gott auf: Ist da, wo ich Geborgenheit zu finden meinte, vielleicht doch nur Leere, das Nichts? Die Anfechtung reicht bis in die Tiefen der Existenz. Aber ist die Ursache dieser Not, die den Beter trifft, nicht das Leid, das Menschen einander zufügen? Selbstbehauptung auf Kosten des Menschen neben mir; verkramptes Festhalten am eigenen Nutzen; Erfolgsstreben, das mich rücksichtslos macht und unempfindlich für das Geschick eines anderen; Egoismus, der mich vom anderen sagen läßt: „Der kann mir gestohlen bleiben“? – Haltungen, die die Beziehungen zwischen den Menschen vergiften? Man kann einen Menschen auf vielerlei Weise „töten“, zum Schweigen bringen. Vielleicht ist der „Tod“ des Abbruchs der Beziehungen schmerzlicher als das leibliche Sterben.

Doch durch alles Leid hindurch, das ihm widerfährt, birgt sich der Beter immer wieder in seine Grundhaltung; mit seiner Not stellt er sich vor Gott, bittet ihn: „Laß mich nicht scheitern“ in meiner Hoffnung auf dich (2)! Er ist angefochten durch Not, Unsicherheit und Bedrohung, und kann dennoch zu ihm sagen: „Du bist mein Gott“ (15). Die Schrift lehrt uns: Wir dürfen, wir sollen mit unserer Not zu Ihm kommen. Wir dürfen, wir sollen vor Ihm klagen über Bedrängnis, über Zweifel und Angst. Lippengebete oder ständiger Jubel sind nicht von uns gefordert und noch weniger Verdrängung der eigenen Not. Die leidvollen, bedrängenden Zustände und Erfahrungen werden leidvoll und bedrängend bleiben.

Wachsen im Vertrauen

Aber gerade in diesem inneren Ringen um die Grundhaltung des Vertrauens, des Sich-Bergens in Jahwe trotz aller entgegenstehender Erfahrungen gewinnt das Gebet an Tiefe. Um in der Tiefe zu wachsen, braucht es Zeit. Gott weiß, was im Menschen ist. Er gesteht uns diese Zeit des Reifens und Ringens zu. Er erzwingt keine vorschnellen Vertrauenskundgebungen. Er will unsere Hingabe in Freiheit, weil Liebe von Freiheit lebt. In diesem Freiraum (ein weites Feld, vgl. 9) durchleidet der Beter den inneren Kampf. Im Durchtragen der Spannung von widersprüchlichen Erfahrungen wächst in ihm die Kraft zur Distanz von seiner Anfechtung und von der daraus entstehenden Unsicherheit und Ungeborgenheit. So stößt er durch zu jener Gelassenheit oder, mit den Worten des Ignatius von Loyola, zu jener „Indifferenz“ gegenüber den Dingen, Ereignissen und letztlich gegenüber sich selbst⁵. Erst so wird die restlose Übergabe des Menschen in die Hände seines Gottes möglich: „In deine Hände lege ich voll Vertrauen meinen Geist“(6). Dieses Vertrauen umgreift die ganze Person des Betenden, „bringt eine völlige Enteignung der Existenz mit sich. Das Leben geht in den Macht- und Eigentumsbereich eines anderen über.“⁶ Das Leben, der Mensch gehört von nun an wirk-

⁵ Exerzitienbuch Nr. 23.

⁶ H. J. Kraus, a. a. O., 396.

lich einem anderen, wird bestimmt von dessen Willen; sein Wille – das ist aber nur ein anderes Wort für seine Liebe⁷.

Diese letzte und restlose Übergabe kann nur ein Mensch vollziehen, der erfahren hat, wie sein ganzes Leben einer Liebe verdankt wird, die ihm durch alle Anfechtung und Bedrohung hindurch *der* Ort der Geborgenheit bleibt; wie im Loslassen, Drangeben, Scheitern, im Sterben – Leben zum Durchbruch kommt.

Jesus, das Urbild des Vertrauens

Wie im Sterben Leben aufbricht, wird uns sichtbar und glaubbar in Jesus von Nazaret. Dem Unrecht ausgeliefert, von den Menschen aufgegeben, ohne Trost von Gott verlassen, hält Jesus in Vertrauen daran fest, daß sein Geschick auch noch im blutigen Untergang vom Vater getragen ist. Nach Lukas 23, 46 übergibt sich Jesus ihm, der in unwiderstehlicher Liebe sein Vater ist: „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist.“ Diese Worte drücken seine völlige Offenheit für den Vater, seine Hingabe bis zum Letzten aus. Diesem Vertrauen auf endgültige Geborgenheit in der Liebe des Vaters, noch im Untergang, wird Antwort zuteil: Nicht das Scheitern, nicht der Tod hat das letzte Wort. In der Auferstehung Jesu ist der Sieg des Lebens offenbar und für alle gültig geworden.

Seit Jesu Sterben und Auferstehen ist menschliches Scheitern, ist Tod von der Wurzel her verwandelt. „Er ist der Urheber und Vollender des Glaubens.“ (Hebr 12, 2) Von Jesu Weg her gewinnt aber auch unser Leben von heute mit aller Erfahrung des Untergangs Sinn und Hoffnung auf Zukunft. Aus der Gewißheit heraus, daß er den Weg vorangegangen ist, darf ich gerade dann, wenn ich mit meinem Scheitern, meinem Ungeborgensein, konfrontiert werde, mich Ihm anvertrauen, Ihn suchen, der meine Zukunft ist, Ihn, dessen Liebe mich heute im Scheitern hält, mir Weg ist und Leben. Sein Sieg über Tod und Dunkel, über Scheitern und Untergang ergreift auch mein Dunkel, mein Scheitern, holt es bergend hinein in das neue Leben, das in Ihm Wirklichkeit ist.

Gewiß werden durch den Glauben an Jesu Sieg über Tod und Untergang das Scheitern das Sterben und Untergehen nicht aus der Welt geschafft. Wir sind weiterhin vor die Erfahrung des Widerspruchs zum Leben, des Widerspruchs zu unserer Sehnsucht nach Bejahung und nach Geborgenheit gestellt, vor diese Erfahrung, die wir uns nicht selbst suchen, sondern die uns durch andere Menschen widerfährt, und für die unser eigenes Versagen vor den Menschen und vor Gott mitverantwortlich ist. Aber alle diese Erfahrungen, alle Situationen unseres Lebens finden vom Glauben her Sinn, werden von innen heraus erspürt als eine Möglichkeit meines Lebens, Gott neu zu erfahren. Alle Situationen, alle Ereignisse in meinem Leben werden transparent, weisen hin auf die Nähe dessen, dessen Leben auch in unserem täglichen Sterben und Untergehen siegen will.

Wo in mir die Bereitschaft wächst, meine Grenzen mit Ihm zu überschreiten, und wo ich, um Ihn „mehr nachzuahmen und Ihm tatsächlich ähnlicher zu werden, mit dem ar-

⁷ Vgl. hierzu André Louf, *Seigneur, apprends-nous à prier*, Brüssel 1973, 43/44 (Titel des Originals: Heer, leer ons bidden, Utrecht). Der Autor weist darauf hin, daß das hebr. rasôn, das in der Vulgata mit voluntas wiedergegeben wird, eigentlich Verlangen, Sehnsucht, Liebe, Freude bedeutet.

men Christus lieber die Armut will und wähle, als die Reichtümer, lieber mit dem geschmähten Christus die Schmach, als die Ehre“⁸, da wächst im langen, geduldigen und demütigen Versuch, Ihm zu folgen, eine neue Erfahrung tieferer Geborgenheit, die geboren ist aus Seiner Zusage: daß Sein Sieg auch in meiner Schwachheit durchbricht, daß Sein Licht auch meine Nacht hell macht und daß auch in meinem Sterben, im Hingeben meiner selbst, Gewinn, Leben aufleuchtet⁹.

Christa Pfirrmann, Bürgenbach

⁸ Ignatius von Loyola, *Exerzitienbuch* Nr. 167.

⁹ „Denn für mich ist Christus das Leben, und Sterben Gewinn“ (Phil 1,21).

BUCHBESPRECHUNGEN

Theologie der Dritten Welt

Boff, Leonardo: Die Neuentdeckung der Kirche. Basisgemeinden in Lateinamerika. Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag 1980. 140 S., kart., DM 19,80.

Leonardo Boff gehört zu den bedeutendsten Theologen Lateinamerikas. Seine poetische Ausdruckskraft macht ihn zu einem Dichter und Mystiker. Dies wird auch in seinem soeben in Deutsch erschienenen Buch „Die Neuentdeckung der Kirche“ deutlich. (der brasiliatische Originaltitel [Petrópolis 1977] lautet: Eclesiogénesis, As comunidades eclesiais de base reinventam a Igreja: Danach geht es also um die je neue Geburt der Kirche.) In einer Situation der Ratlosigkeit und Bestürzung bei vielen Christen in der BRD über die augenblickliche Entwicklung in der Kirche berichtet Boff uns von einer neuen Erfahrung von Kirchengemeinden in Brasilien. Sie stellen eine neue ekklesiologische Erfahrung dar, eine Wiedergeburt der Kirche und Zeichen des Heiligen Geistes im Horizont unserer Zeit.

Für Boff besteht eine große Möglichkeit der Erneuerung von Gemeinde in den Basisgemeinden. Diese Gemeinden der Zukunft sind für ihn keine Alternative zur Institution Kirche, sondern sie sind „Sauerteig, der die Kirche ständig erneuert“.

Wer bei Boff eine reine Geistkirche oder eine grundsätzliche Ablehnung der Institution

sucht, wird enttäuscht. Für ihn hat die Basisgemeinde nur dann eine „permanente Zukunft, sofern es ihr gelingt, sich als Gegenpunkt zur institutionellen Kirche zu verstehen. Dabei darf sie nicht die utopistische Unmöglichkeit wollen, für sich allein den Begriff Gemeinschaft auszuschöpfen, so daß keine andere Gruppe oder kein anderes Gebilde neben ihr existieren könnte, weil sie ja angeblich die einzige Form ist, in der man heute Kirche sein kann“. In den weiteren Ausführungen fordert er, daß man den Basisgemeinden den Rang kirchlicher Gemeinden zuerkennt. Der gesellschaftliche Ort dieser Basisgemeinden sind die unterprivilegierten Klassen. Er beschreibt Merkmale einer Kirche, die bei den Armen neu erwacht. Sie sind die eigentlichen Träger der Utopie des Reiches Gottes.

Als Anhang stellt Boff drei *quaestiones disputatae*:

- Wollte der historische Jesus nur eine institutionelle Form von Kirche?
- Der Laie und die Befähigung zur Feier des Herrenmahls.
- Das Priestertum der Frau in seiner Möglichkeit.

Die Auseinandersetzung mit diesen Fragen erfolgt auf den Hintergrund der pastoralen Erfahrungen in den Basisgemeinden (Priestermangel, Neuentdeckung des Engagements der Laien).